

„Das thut man ja nicht.“

Also lautet die Antwort des John Nitsch, Esq., auf die Frage: „Warum geht man in's Wirtshaus?“

Sehr geehrter Mister Editor!

Des mit dem „sehr geehrte“ is of course blos so e Redensart. Nämlich weil Sie Mich auch in eme liebend Artitel zum sehr geschätzte Sonntag



Warum geht man in's Wirtshaus? Welche Frag e Editor draußen in Schörmen mit Sie wußt hot un Sie wisse es aach, scheint's nit recht un wende sich mit eme freuntliche „U. A. w. g.“ an Mich.

Warum geht geht mer in's Wirtshaus? Ja, thut mer dann, Mister Editor? Ich hoff nit, Sie wern Mir nit den Schmerz antzun, Mir zugemutet, Ich sollt von Mein geschätzte Mitbürger un geliebte Wirtshausbrüder glaaue, daß sie seloniophl, mischiophl un mit bevoorachteter Mäßig vorfäßig, absichtlich un deliberätl, ihre glüclidche Heimverlosse mit der Intention, für emeige Länge von Zeit sich in en Salubn hinzesehe un Schweine aus sich zu mache un de böse Stoff ze berühe.

Dann, Mister Editor, werlich, so Leit, wo es thäte, die könnt Ich nit achte. Sonnern fogar ganz im Jegetheil.

Jeh, of course, wann mer hungriq is, well, da geht mer wo enei, wo es en kleine Beiß geht un inzidentell, weil mer, wann man Luntisch eßt, doch was verzerhen muß, da trinkt mer was un mer frägt Jemand, wo an der Bar steht, ob er Gim nit schone wollt, un der thut dann das richtige Ding, bei deß Kompliment ze ritörne, un es limme dann e Paar Bekannte von dem Mann un er frägt die, aach ze tschome un das sein Tschentelteil un mer dörfe nit infolte bei refuse, was an ibrn ze nemme, wann sie des Kompliment ritörne, un dann werd vielleicht die Deis geschäft un später e freindliche Spieche dropoff un es werd da bruinwer e Bihle spät — des tall Ich nit „In's Wirtshaus gehn“.

Der — mer trefft uff der Gäß en gute Bekannte. Soll mer da tieliecht, nachdem mer ihn gefragt hot, wie's geht un e Rimark uüwer des Wetter gepßt hot, wieder ausaemmer laase wie die Hund? Ganz gewiß nit! Sonnern als e gebildeter Mensch fragt mer: „Wolle mer, Maans bloße?“ un mer geht wo enei un mer trefft vielleicht aach Bekannte un es werd e Bihle spät, des kann mer doch aach nit „In's Wirtshaus gehn“ falle, weil es aach blos inzidentell un inzidentell is.

Un dann — wann mer en gute Fremd hot, wo in dem Salubnbißneß is, da will mer den doch unnerfische, bei als emol was bei ihm ze spende un mer nimmt sich dann of course e Paar Fremis mit un es werd e Bihle spät. Des is doch nit in's Wirtshaus gange, wann mer an eme Fremt falle thut? Is es?

Ferner häppen es aach sehr oft, daß mer was besorge muß un mer weiß nit, wo mer es kriegt. Was thut mer da? Da geht mer erst in de Platz an der Ed enei un frägt. Nämlich die Salubnbißneß wisse es immer. Un dann wege dem Telefon. Ober mer will Informaschun hawwe uüwer en Mann ober mer macht e Apoinment, Jemand ze treffe (of course in eme Salubn — wo denn sunschit) ober mer will des Direktori nadgude oder en Postfahmp hawwe ober mer will sich bei Sagar astude un hot lei Licht bei sich ober mer thut emol nit gut fühle un braucht en Bittiere ober mer will en Rad un Rpe gege e Kalt ober aach sunschit was — da geht mer doch schnell wo enei un of course muß mer doch dann aach was verzerhe. Des kann mer doch aach nit „In's Wirtshaus gehn“ falle. Kann mer?

Ober mer hot e Mietung von eme Klammitti, wo mer dra fört un die Mietung häppt, in eme Salubn ze sei, da wär es doch nit fair, ze sage, mer thät in's Wirtshaus oehn. Sonnern in Werlichheit geht mer doch zu der Mietung.

Ober mer will Regel schiede ober mer hot e Binadel-Party ober manchmal kriegt mer aach e speßell Anvialchen, wann was Besonnes los is, ober es is e Geburtsdag ober es is Verchschengeit un mer will ausfinne, wie die allgemeine Stimmung is — well, da kann es dorkimme, daß mer in en Salubn geht, womit awer noch lang nit gefagt is, daß mer, was mer so sagt, „In's Wirtshaus gehn“ thät.

No, Mister Editor, ätzidentell ober inzidentell ober in ergen so eme Urbschenschin-Räs, wie Ich vorfische gemencht hen, da geh Ich fogar selber als emol „wo enei“ — awer, daß es Menche gäwwe thät, wo purpossit auzricht in's Wirtshaus wolle, no, Mister Editor, da dent Ich zu aut von Meine Mitmensche, als daß Ich des glauue thät. Anghow bin Ich schur, daß Ich es nit thü. Of course, als emol uff en

Sprung zum Tschalli — das is was Anneres.

Deswege kann Ich die Frag „Warum geht mer in's Wirtshaus?“ beantworde bei ze sage: Des thut mer doch nit! Thut mer?

Jhne des Nämliche wünschend Mit regards Yours John Nitsch Esq.

Ich hen vergesse: Un of course, wann mer als emol so trocke fühle thut! Ober mer thut grad emol sehr gut fühle un denkt: Heint willst Der emol e Battelche ausgive. Des is dann of course aach was Anneres.

Ober bei so Wetter, for Anstien heint, da will mer en Warme trinke ober bei der große Hiß im Sommer en recht leichte Sauer ober en Hiß Ball ober wann es nassfalt is, da is nit besser wie e Kerschewässerche. In folge Fall muß mer natürlich aach wo enei gete. Mer kann's doch mit uff der Gäß trinke? Kann mer?

Postskriptum. Unner uns gefagt, Mister Editor: Schmede thut's awer in Wirtshaus doch allemal beteiend besser wie derheim.

Der obige Esquire. Frisches Höhlenforschung.

Die Insel Irland ist ungewöhnlich reich an Höhlen, deren Entdeckung man sich in den letzten Jahren mit großem Eifer zugewandt hat, seitdem der bedeutendste lebende Höhlenforscher Martel aus Frankreich herübergekommen war und den Bewohnern Irlands eigentlich erst gezeigt hatte, welche Naturwunder sie in ihren Höhlen besaßen.

Russisches. Russischen Blättern wird aus Irkutsk berichtet: Ein Bauer aus dem Dorfe Petrowka richtete jüngst an den Polizeichef des Kreises folgendes Schreiben: „Ich habe die Ehre, Ew. Hochwohlgeboren ergebenst zu bitten, in den Zeitungen die Bekanntmachung zu erlassen, daß in Petrowka eine zwanzigjährige Frau — meine Frau! — und zwei Ferkel verkauft werden sollen — alles zusammen für 25 Rubel.

Die Frau ist sehr hübsch, eine tüchtige Wirtin, aber streitsüchtig und hochhaft; die Ferkel sind gut genährt und fett. Auf Wunsch bin ich bereit, die Frau und die Ferkel gegen Nachnahme zu verkaufen!“ Als der Kreischef dieses Schreiben empfing, fuhr er sofort nach Petrowka, da er der Meinung war, daß der Briefschreiber nicht ganz zurechnungsfähig sei. Seine Zweifel waren jedoch unbegründet. Der Bauer war ein sehr vernünftiger Mensch und durchaus normal. Er erklärte, daß er die Frau verkaufen müsse, weil sie ihm das Leben verbittere. Der Kreischef ließ dann die Frau rufen und fragte sie, was sie von dem Plane ihres Mannes halte. Sie war natürlich nicht sehr erkaunt davon, aber etwas Absonderliches fand sie nicht darin.

Aus dem Leben. Am Herde sitzt in stummen Schmerzen Der Vater hier, die Mutter dort; Entfremdet hatten sich die Herzen, Sie tauschten lang kein liebend Wort.

Da toym ihr Kind herbeisprungen Und „Vater“ ruft's mit weidem Laut, Es hat sich auf sein Knie geschwungen Und traurig ihm in's Aug' geschaut.

An seinen unschuldsvollen Blicken Ist bald das Vaterherz erwarnt, Er kann die Thränen kaum erstickn Und hält den Kleinen fest umarmt.

Hinüber nun zur Mutter springt es Und schmiegt das Köpfchen an ihr Knie, Ihr halbertaltet Herz begwingt es Und nassen Auges lächelt sie.

Wie nun das Kind hüpfet auf und nieder, Begegnet sich ihr Bild voll Harm Und sieb', die Lieb' entkramt sich wieder Sie liegen sich verköhnt im Arm.

Bilder aus Korea.

Vor 25 Jahren nannte ein amerikanischer Missionar, der über Korea schrieb, das Land, das gegnerartig so heiß umritten ist, das „Einfiedler-Königreich“. Damals passte die Zeichnung; denn Korea war der westlichen Welt kaum weniger zugänglich als Ostasien. Aber die Lage im fernem Osten hat sich seitdem überraschend schnell geändert, und Korea ist heute weder das „Land der Morgenröthe“, wie die Chinesen es poetisch nennen, noch ein Einfiedler unter den Völkern. Das unglückliche Land ist der Spielball seiner mächtigen Nachbarn geworden, und es steht ihm wahrhaftig das Schicksal bevor, der internationalen Kampfplatz Asiens zu werden. Die Leiden Koreas erklären sich hauptsächlich aus dem Charakter seiner Bewohner, von dem ein englischer Beobachter ein sehr wenig schmeichelfhaftes Bild entwirft. In einem Schlafaffenlande würde der Koreaner sich jedenfalls der Vollkommenheit nähern. Wenn die Erde von selbst Reistücken liefern würde, wenn fertige Kleider auf den Bäumen wüchsen, so würde sein Leben auf Erden musterhaft sein. Dabei müßte er aber noch einen Kuli haben, der das Manna aufnimmt, und eine Frau, die die Frucht des Kleiderbaumes abschneidet. Zum Unglück für den Koreaner geht es in der Welt nicht nach diesen Grundföhen zu, und wenn so thätige Leute wie die Russen, die Japaner und die praktischen Chinesen auf dem Schauplatz erscheinen, so sind Störungen die notwendige Folge.

Der unheimliche träge Koreaner beklagt sich über die „Glenden“, aber er macht absolut keine Anstrengungen, um mit ihnen in Wettbewerb zu treten. Er sorgt nur für seine Ruhe, selbst wenn sie ohne Bequemlichkeit ist, und sein einziger Ehrgeiz ist es, einen Sohn zu hinterlassen, der sein Grab weicht, wenn er in das Nichts übergegangen ist. Der Koreaner ist eine menschliche Molluste; er thut eigentlich niemals eine wirkliche Arbeit. Selbst seine Pfeife muß ihm ein anderer anfecken. Den Scherzten muß der Kuli die Tinte zum Schreiben bereiten. Ist ein Diener ungehorsam, so wird der wahre Aristokrat ihn nicht selber schelten, sondern diese Aufgabe einem Untergebener übertragen. Der Koreaner läßt die Nägel aus seinen Händen wuchern, und selbst wenn er Schach spielt, muß ein anderer für ihn diezüge thun. Diese Trägheit findet ihren höchsten Ausdruck bei dem Staatsminister; wenn er sich öffentlich zeigt, so wird er auf beiden Seiten von Secretären buchstäblich getragen, das Gewicht seiner Pflichten würde ihn sonst zu Boden drücken. Wenn ein Adeliger reitet, so halten ihn die Diener, die an beiden Seiten laufen, im Sattel. Es ist daher nicht erstaunlich, daß alles von Bedeutung in Korea von Fremden gethan wird. Die Japaner betreiben die Bahnen, Posten, Telegraphen, Münzen und Banken und überlassen der koreanischen Regierung die Pflichten, die sie für die nöthigsten hält, nämlich große Summen für königliche Altäre und andere Kundgebungen der großen Pflicht des Ahnentums auszugeben.

Die koreanische Beamte eine öffentliche Arbeit unternehmen, zeigt folgendes: Vor wenigen Jahren sollte in einem Anfall von Energie eine Volksschule vorgenommen werden. Die Zähler erschraken nun das Volk dadurch, daß sie sagten, es solle eine Steuer eingeführt werden. „Würden Eure Namen aufgeschrieben, so müßte Ihr der Weigerung Euer halbes Eintommen bezahlen. Es wäre billiger, wenn Ihr uns einige Ratt bezahlet, damit wir Euren Namen auslösen.“ Das Geld wurde natürlich bezahlt, die Namen nicht eingetragen, und die koreanische Regierung fand, daß sie statt der angekommenen 10 Millionen Einwohner nur einige Hunderttausend besaß. Dafür wird das Nebenfällige für sehr wichtig gehalten. So könnte man z. B. eine dicke Monographie über die koreanische Hütte schreiben. Für jeden Rana, jeden Beruf und fast jedes Stadium des Lebens giebt es verschiedene Arten der Kopfbedeckung. Die Soldaten haben Rohrbärhäute mit vielfarbigen Bändern gebunden; ein Gouverneur hat eine Art Mitra aus vergoldeter Pappel; jede Beamtenklasse trägt eine verschiedene Kopfbedeckung; die königlichen Diener tragen ein Gebüde aus Bambus mit einem großen Strauß künstlicher Blumen; die Mönche tragen eine Bedeckung aus Binsenmatten; die Gelehrten haben Drähte mit rosa Spitzen, die wie die Fühlhörner eines Schmetterlings aussehen; das Kammermädchen trägt eine riesengroße Perücke. Ein Verlobter trägt ein sonderbares Strohhüte, das er am hochzeitstage wegwirft. Er kann sich nicht verheirathen oder vergnügen, bis die dorafschriebene Zeitüber ist; unglückliche Künolinas, deren Verwandte zur unpassenden Zeit starben, haben Jahre warken müssen, bis ihre Geliebten die Krösche der Jugend lange hinter sich hatten. Das trinkt einen nochherogeneren Koreaner aber nicht sehr. Er zeigt eine tiefe Verachtung für das Weib und nimmt das von seinem Vater ausaueuchte Mädchen zur Frau, ob sie groß oder kurz die, klein oder maer, kräftig oder kränklich ist. Er behandelt seine Frau, als wenn sie für ihn vor nicht in Betracht käme, und gewöhnlich bezieht er sich auf sie mit den Worten: „Meine, wie heißt sie doch?“ Aber in Wirklichkeit hat die Frau sehr viel zu sagen, und kein Mann steht mehr unter dem Pantoffel, als eben dieser hochmüthige Koreaner.

Liebe vor hundert Jahren.

Die Zeitung „Berlingste Tidende“ in Kopenhagen veröffentlicht ab und zu Mittheilungen aus dem Inbaste des Blattes vom Jahre 1803 und darunter in letzter Zeit einige interessante Buchantündigungen. So empfiehlt ein Buchhändler Drummer in der Zeitung vom Freitag, 30. Dezember 1803, folgende neue Erscheinung: „Die Kunst mit Frauen glücklich zu sein, nach Goethe, Lafontaine, Wieland und Rousseau, ein Seitenstück zu der Kunst, mit Männern glücklich zu sein, eine Neujahegabe für beide Geschlechter, überfegt von Herrn Professor Rahbet.“ Dieses neue Buch wird folgendermaßen angepriesen: „Vielleicht noch niemals sind die Elemente einer glücklichen Ehe aus den Geschlechtern des Mannes und des Weibes aus einem so schönen und wahren und so lichten Gesichtspunkte entwickelt worden, wie es dem Verfasser in dieser Neujahegabe geglückt ist. Auf wenigen Seiten ist hier in gedankentreicher Fülle und einnehmendem Vortrage alles zusammengefaßt, was der Jüngling und der Mann wissen und beobachten muß, um sich glücklich zu machen durch Liebe und Ehe. Der Verfasser bahnt sich den Weg durch eine treffende Schilderung der Mannlichkeit und Weiblichkeit und zeigt vor allen Dingen, wie die stärkeren Seiten der männlichen Seele sich mit den weicheren Melodien der weiblichen Gefühle zu harmonischem Einklang vereinigen. Der Mann, der danach strebt, das Ideal seiner Vollkommenheit zu erreichen, wird hier von einem dreifachen Gesichtspunkte aus betrachtet — als der, der von der Welt geschiet werden will, der das schöne Geschlecht zu interessieren und ihm zu gefallen sucht und der, von seiner Geliebten wiedergeliebt werden will. Der feingebildete, interessante und männlich liebende Mann wird hier veranschaulicht in verschiedenen Charakterschilderungen; er studirt die Kunst, das weibliche Herz zu lieben, um dieses ewig an sich zu fesseln, er sucht nach dem Geheimniß, einander stets neu, doch aber nicht unbekannt zu werden, und er vermag das Glück der Liebe auszudehnen in die Ehe. Wer da weiß, wer da fühlt, welche Quelle zur Glückseligkeit in der Ehe liegt — eine Quelle, die sich in tausend Strömen auf den ganzen Weg der Menschheit ergießt — der wird gewiß dem Verfasser für diese vortreffliche Schilderung der ehelichen Glückseligkeit danken, und der Künstler, der das kleine Buch mit meisterlichen Kupfern geziert hat, darf gewiß auch auf Beifall Rechnung machen. Das genannte Buch ist ausgestattet mit vier hübschen Kupferstichen und zu haben sehr schön eingebunden für 7 Mart auf Druckpapier und 8 Mart auf Schreibpapier.“ Was man eigentlich billig nennen muß für eine Anleitung zur Lösung des Problems, „mit Frauen glücklich zu sein...“

Rein kürzester Tag.

Ueber eine Eigenthümlichkeit des verflohenen Jahres stellt Jemand in der Königsb. Hartung'schen Zig. folgende Betrachtung an: Das Jahr 1903 gab uns ein hübsches Räthsel auf, dessen Lösung zwar dem gewiegten Astronomen keine Schwierigkeiten bereiten konnte, aber dem Spitz ohne besondere Bildung in diesem Fach oder in der Kalender - Wissenschaft eine nicht ganz leichte Aufg zu thaden gab. Das Jahr hat nämlich einen seltenen Mangel, es besitzt keinen kürzesten Tag. Wie oft sich diese sondersbare Eigenschaft wiederholt, kann man nur aus den astronomischen Jahrbüchern erfahren. Es ließe sich dafür selbstverständlich auch eine Formel berechnen, was jedoch vermuthlich bisher nicht geschehen ist. Wie kommt das denn nun aber? Wir sind doch durchaus daran gewöhnt, in unserm Kalender einen Tag als den längsten und einen als den kürzesten bezeichnen zu finden, und wir hatten auch diesmal eine entsprechende Angabe, wozu am 23. Dezember der Winter anfang. Deshalb ist es aber noch nicht richtig, diesen Tag den kürzesten zu nennen, denn einen solchen gab es, wie gesagt, in diesem Jahre nicht, trotzdem es einen längsten Tag gegeben hat. Diese Erklärung gibt selbsterständlich die Betrachtung des scheinbaren Sonnenlaufs. Der kürzeste Tag ist der Tag der wintertlichen Sonnenwend, also derjenige, auf den der Augenblick fällt, wo die Sonne den südlichen Wendekreiß des Steinbocks erreicht und sich nun wieder nach Norden gegen den Aequator hin wendet. Dieser Augenblick fiel nun im Jahre 1903 genau auf Mitternacht zwischen dem 22. und 23. Dezember. Die Folge davon ist, daß diese beiden Tage, von Sonnenuntergang gemessen, gleich lang gewesen sind. Das Jahr hatte also nicht einen kürzesten Tag, sondern deren zwei.

Brattische Mutter.

„Sie hat dem Baby die Vornamen aller ihrer vier reichen Onkel gegeben.“ „Da wieder sich keiner derselben geschmeichelt fühlen, wenn er weiß, daß er nicht allein bezugzagt wurde.“ „Die Mutter hat aber das Kind prattisch angeleert. So oft einer der Onkel kommt, darf es bloß auf dessen Namen hören.“

Der keine Proh.

Lehrer: „Heute machen wir einen Auffag über: unser Elternhaus?“ Schüler: „Meine Eltern haben sieben Häuser, Herr Lehrer!“

Thiere als Heilkräuter.

Die Thiere wissen mit den Heilkräften der Natur außerordentlich gut Bescheid, und man darf wohl behaupten, daß die Menschen die Kenntniß zahlreicher Heilkräuter erst von den Thieren erlangt haben. Wenn der Bär aus seinem Winter Schlaf erwacht, nimmt er zunächst ein abführendes Moos zu sich, um sich Magen und Gebärme zu reinigen. Jeder Hundelerner weiß, daß Hunde auf dem Lande sich wohler fühlen, als in der Stadt. Auf dem Lande kann eben der Hund, sobald er sich nicht wohl fühlt, Gras und Kräuter nach Belieben fressen. Es sei ferner an Umland's Gedicht Graf Eberhard der Rauschebart erinnert: Ein angehoffener Eber, der sich die Wunde wusch, verrieth vorerst den Jägern den Quell in Klust und Busch. Ein von einer Kreuzgötter geöffneten Hund begab sich unverzüglich nach einer Quelle, hielt dort seinen gebissenen Fuß 24 Stunden eingetaucht und war gerettet. Einen weiteren merkwürdigen Fall gleicher Art erzählte kürzlich ein Jäger in der Neudammer Jäger Zeitung: Da ich die lästigen Grausträuben schon im Winter mit Phosphorpfiffen, bezogen aus einer Apotheke in Demmin, verjagt hatte, verfuhrte ich in der Brutzeit die feinerzeit in der Neudammer Jägerzeitg. veröffentlichte Methode mittels mit Phosphorpfiffen verjagten Fleisches in halben, ausgelegten Gerichten und erzielte mit 16 Eiern 5 Krähnen. Feststellen konnte ich, daß die Eier sämtlich von Krähen aufgenommen und in einem Fall noch einem in der Nähe gelegenen Rest geschleppt worden waren, wozu eine am Boden liegende eingegangene Jungkrähe Zeugniß ablegte. Die eingangs erwähnte Methode halte ich aber für gefahrlos, da die Kontrolle viel leichter ist. Die mit Rinderbrust und Mehl vermischten, auf dem Schnee weilt sichtbaren Pillen werden von den Krähen sofort angenommen. Eine dabei gemachte Beobachtung möchte ich nicht unerwähnt lassen. Ein etwa 300 Meter von der Aufnahmestelle stehender, mit Beeren behangener Ebereschenbaum wurde von den Krähen förmlich belagert und die Beeren gierig gefressen. Beim Herannahen erhoben sich die Krähen mit taumelndem Flug, um schon auf dem nächsten Baum wieder aufzuhaken. Unter dem Baum war in großer Menge dünnflüssiges, grünes Geschmeiß zu finden. Offenbar wurden die Beeren als Gegengift genommen.

Seemanns-Ratzen.

Früher hatte ich einmal einen sehr feinkühnen Kapitän, der war z. B. gegen das moderne Granatgeschöß, weil die Wale mitunter noch lange mit den Spitzern im Leibe lebten; gegen das late System mit der Kulle, die sich vorn im Boot befindet und an welcher das Tau mit der Harpune abläuft, war er ebenfalls, weil schon manches Boot mit in die Tiefe gerissen wurde. Da kam er auf die Idee, an jeder Harpune einen kleinen Ballon zu befestigen, dann konnte natürlich der Wal nicht in die Tiefe fahren und entkommen. Beim ersten Walfisch, den wir trafen, ging's los. Vier Boote waren mit je zwei Ballons ausgerüstet und zwar so, daß sich die Rolle mit dem Harpunteraum am Ballon frei befand, während ein andres Tau, das im geeigneten Moment vom Bootsteurer durchschnitten wurde, den Ballon mit dem Boot verankert wurde, den Ballon mit dem Boot verankert hielt. Ich wart dem Wal die erste Harpune in den Leib, traf aber schlecht. Er machte verzweifelte Anstrengungen zu entkommen. Der Ballon hielt ihn aber. Nun wurde ihm eine Harpune nach der anderen in den Leib gehohlet. Bei der achten wurde er matt, man merkte, der Bluterlust machte ihn leichter. Wir warteten bis er sich ausgelutet.

Professorenschmerz.

Eine Anekdote über Colmet de Santerre, den dieser Tage verstorbenen Delan der juristischen Fakultät zu Paris, erzählt der „Gaulois“. Colmet de Santerre war ein sehr geistreicher Mann, der in wichtigster Weise oft sich selbst verspottete. Eines Tages kam der Professor Ducrocq zu ihm und beklagte sich darüber, daß in seiner Vorlesung die Studenten einen ungeheuren Lärm machten. Der Lärm mußte in der That groß gewesen sein, denn sonst hätte ihn Ducrocq nicht gehört; der hervorragende Jurist war nämlich stotterhaft. Colmet de Santerre sah den Kollegen mit spöttischem Lächeln an und sagte dann: „Ach! Lärm machen sie in ihrer Vorlesung? O, Sie Glücklicher!“ Als ihn Ducrocq mißtrauisch musterte, fügte er mit einem Seufzer hinzu: „In meiner Vorlesung machen sie keinen Lärm... sie schlafen!“ Ducrocq erwiderte nichts und ging gestört von dannen.

Der keine Proh.

Lehrer: „Heute machen wir einen Auffag über: unser Elternhaus?“ Schüler: „Meine Eltern haben sieben Häuser, Herr Lehrer!“

Zeichnung in der Schlafstube.

Kommt mein Mann des Nachts nach Hause Und macht Lärm in seiner Klausel, Dann kann ich ganz sicher geh'n: Es ist jeh!

Aber wenn er mehr als üblich Sagt „Gut'n Abend“ freundlich, lieblich, Wenn er scherzt und wenn er lacht: Mitternacht!

Wenn er aber leise, leise, In ganz ungewohnter Weise Stumm sich legt mit Noth und Müß', Dann ist's früh!

Widerlegte Eiserthat. Junger Arzt (auf Besuch in der Heimath seiner Braut): „Aber du etwas muß ich Dich aufmerksam machen, Elly, was entschieden ungeh., rit ist!“ Elly: „Aber Aunt!“

„Schiedt es sich etwa für meine Braut, jede Woche, wie mit meine Freunde erzählen, ein paar Wa in die Apotheke zu laufen und mit der Provisor heimlich zu tuschern?“ „Ja, wer sonst in aller Welt soll mir Deine Briefe entziffern?“

Auf dem Sekundär-Bahnhof. „Erlauben Sie Herr Staatsanwache wann kommt der nächste Zug?“ „Wann er kommt?... Ja, wissen denn Sie, ob er kommt?“

Wint. Sie: „Sie scheinen sich gut mit meinem Vater zu vertragen, Herr Woll! Gefällt er Ihnen?“ Er: „Gewiß, gnädiges Fräulein, er hat so 'ne netle — Schwiegerater-Physionomie!“

Wohlmeinend. Hauptmann (zum Soldaten): „Eine Entschädigung für Ihre erstorene Ration können Ihnen nicht bewilligt werden, aber einen Rath will ich Ihnen geben werden Sie Weinwirth!“

Out erklärt. „Wie kommt es, daß man von Ihnen ein Jahr geht lang mit allen Mitteln der Reklame als unsehbar angepriesenem Hülneraugenbefeitigungsmittel gar nichts mehr sieht und hört?“ „Im, wahrhaftig giebt es keine Hülneraugen mehr!“

Starke Einbildung. „Warum ist denn der Geschäftsdienet Johann seit neuester Zeit so hochnastig?“ „Dem sind seine Chefs seit zwei Monaten den Gehalt schuldig, und da bildet er sich jetzt ein, daß er an dem Unternehmen finanziell theilhaftig ist!“

Der kleine Esqist. Fröhchen: „Wenn heute Nachmitta Onkel Eduard kommt, läßt Du doch Auchen holen, Mama?“ Mama: „Onkel ist ja gar keinen.“ Fröhchen: „Dann freut's ihn umso mehr, wenn wir ihm zu Ehren welchen essen!“

Alles in Ordnung. „Huberbauer, der Gerichtsvollzieher hat Euch doch vorgestern die letzte Sau gepfändet, und trotz alledem habt Ihr sie gefestert, zur Kirchweih, geschlachtet und gegessen?“ „Ja, Herr Rath, aber dees Stüd, wo's Siegel 'nebt hat, hamm ma z'ruck'lassen.“

Bosthafter Trost. Lieber Onkel! Ich sitze bis über die Ohren in der Tinte; kannst Du mir nicht herausheifen? Dein getreuel Neffe.

Lieber Neffe! Aus der Tinte kann ich Dir nicht herausheifen, aber ich schicke Dir einen Radiergummi. Dein Dich liebender Onkel.

Bestrafte Bonhommie. Bertheidiger (zum Angeklagten): „Was meinen Sie, habe ich nicht für Sie gesprochen, als ob Sie mein eigener Sohn wären?“ Angeklagter: „Ist das auch so 'n Lump?“

Ein harter Schädel. „Also ein Automobil ist Dir über den Kopf gegangen, Sir? Wie lang hat denn die Heilung gedauert?“ Sir: „No, so a vier Wochen is's beim Mechaniker g'standen!“

Moderne Dienstboten. Erste Köchin: „Warum bist Du bei der Frau Doktor schon wiederausgetreten?“ Zweite Köchin: „Mit der konnte ich mich absolut nicht vertragen — sie hat eine ganz andere geistige Richtung!“

Alles findet. „Was will denn Ihr Sohn werden?“ „Er studirt Gastromie.“ „Sie meinen wohl Astronomie?“ „O nein — er lernt in der Waldorf-Astoria-Küche.“

Kam an die Urrechte. „Für Dich, mein Lieb', bin ich gerne bereit, jeden Tag fünfzehn Stunden zu arbeiten,“ betheuerte der glühende Verehrer. „Scab!“ rief die Angebetele, ihm schämteigt den Rücken kehrend. Ihr Vater war nämlich „Spazierender“ Delega.